springen emsig „Pfingstwasser“ und läßt es kirchlich weihen, denn es besitzt dann übernatürliche Kräfte: nicht nur alle widerlichen, schmerzenden Hautausschläge werden durch Benetzen mit dem Wasser beseitigt, sondern wer „eine Flasche voll“ beim Gang durch die frischgrünen Fluren auf Wiesen und Aecker träufelt und dabei still einen Rosenkranz betet, der wendet den gefürchteten Hagelschlag von seinen hoffnungsvollen Früchten ab. Zu Steinau im Hanauischen quillt neben der örtlichen Pfingstwiese auch ein sogenannter „Pfingstbrunnen“, zu dem die Kinder am „Heiligengeistfeste“ hinauszuziehen, sich spielend kurzweilen und dabei von dem sprudelnden Naß nach Bedarf trinken, „denn das ist sehr gesund“. Der plaudernden Sage nach ließ ein guter Engel dieses heilsame Wasser hervorspringen, als einst die Steinauer Brunnen vergiftet waren und die dadurch erkrankten Bewohner Genesung suchten und fanden.

Pfingstfestlicher Zauber bekundet sich aber auch noch in zahlreichen anderen Bräuchen, selbst wenn sie eine rein oberflächliche Bedeutung zu haben scheinen. Wenn man „im heiligen Land Tirol“ in der grauenden Pfingstfrühe drei Pflänzchen Hauswurz (Semper vivum tectorum) gräbt, diese kirchlich weihen läßt und dann im Innern des Viehstalles über der Türe befestigt, um das unholde Dämonenpack fernzuhalten, so ist dieser bäuerliche Hexenbann ziemlich deutlich erkennbar, während uns ein auf dasselbe Ziel gerichtetes Herkommen Oberschlesiens weniger auffällig erscheint, nämlich das Anbringen von pfingstlichen Maienzweigen an Haustüren und Kammerfenstern: „sie halten das Böse ab und bringen Segen!“ Ja, der uralte Birkenschmuck bildete schon bei unseren germanischen Urvettern die „sichtliche Verehrung einer helfenden und schützenden Gottheit“, mit deren übernatürlicher Hilfe man allerlei Uebel des Leibes und der Seele abzuwehren vermeinte. Kein Wunder daher, wenn noch heute zu Pfingsten Stube und Stall, Haus und Hof, Wagen und Schiffe, besonders auch Brunnen mit frischgrünen Maien — in Ermangelung derselben müssen andere Büsche herhalten — ausgestattet werden. Das ist wohl der verbreitetste und volkstümlichste „Pfingstzauber“ auf deutschem Boden und entstammt ebenso wie viele andere Ueblichkeiten des lieblichen Festes dem germanischen Heidentum. Die „heilige“ Birke galt schon in grauen Vorzeittagen wegen ihrer lichtweißen Rinde und verhältnismäßig grünen Belaubung als ein geweiter Baum Donars, jenes altdeutschen Donnergottes, der mit dröhnenden, zerschmetternden Hammerschlägen — im Gewitter — alle bösen Geister verscheuchte. Aus diesem Grunde wähnte man die „weiße Dame im grünen Schleier“ — wie Fouqué die Birke sinnig bezeichnet — mit außergewöhnlichen Kräften erfüllt, besonders zu Beginn des hochbedeutsamen Maimonats, dessen buntgestaltige Sitten und Bräuche später unter die schützenden Flügel des kirchlichen Pfingstfestes geflüchtet waren. Menschs und Tiere sollten im Schatten der auf dem dörflichen Anger errichteten Pfingstmaie gegen unheilvolle Einflüsse arger Elben geschützt werden. In ungarischen Ortschaften schlägt man im pfingstlichnächtlichen Dunkel mit langen Brennesseln und schwankenden Maiengerten leise auf den Rücken der nutzbringenden Kühe, damit ihnen die sie umlauernden Krankheitsteufel nicht schaden und ihren Milchertrag nicht rückgängig machen können. Böhmische Landleute stecken grüne Birkenruten in den jungen Flachs, „dann wird er hoch“. Wenn aber siebenbürgische Bauern am ersten Pfingstmorgen ihre Obstbäume mit einem dürren Strohbande umgürten, damit sie im kommenden Herbste reichlich tragen, so ist diese zauberische Handlung nicht minder bedeutungsvoll, denn auch das „leere Stroh“ stand in naher Beziehung zur altdeutschen Wachstumsgottheit.

Schließlich möge noch eines zauberhaften Pfingstbrauches unterharzischer Gegenden gedacht werden, der darin besteht, daß vor Sonnenaufgang des ersten Feiertages das vielbegehrte Kräutlein „Allermannsharnisch“ (Allium victorialas) gepflückt wird, weil sein dicker Saft einen heilsamen Tee gibt. Heiratsfähige Mädchen preisen sich glücklich, wenn sie dieses seltene Gewächs finden, denn sie gelangen noch in demselben Jahre in den Besitz eines Bräutigams. Indes, manche Schöne ist oft genötigt, zu klagen:

Det Allermansheeren
Det böse Krut
Det hem'k esoocht
Un bin noch kein Brut.

—o—

Adria-Pfingsten

Von Resi Langer.

Vorfeier.

Triest-Lussino! Um sieben Uhr in der Früh stechen wir in See. Auf Sankt Giorgio, einem sauberen Dampfer. An Bord eine Jazzkapelle, die auf „Arbeit“ fährt. Lauter kleine schwarze Italjüden, die das Pane in den Kaffee brocken und es nachher unter ungeheurem Geschmatz in den Mund löffeln.

Der Dampfer legt zum ersten Male an. Das Herz erschrickt. Um acht Uhr liegt ein Küstennest da! Eine lebhafte Theaterkulisse; kleine Barken, bemalte Segel: Pirano.

Weiter stapft der St. Georg über spiegelblankes Wasser, auf dem Hydroplane witzige Uebungen machen.

An Bord ists still in prima classa. Nur ein kleiner Serbo-Kroate, der über die Pfingsttage sicher zu Großmama fährt, singt: „Was machst du mit dem Knie lieber Hans!“ in drei Sprachen. Ich muß gestehen; daß es mir auf kroatisch am besten gefiel.

Rovigno, mit St. Barbara auf der Spitze des Campaniles vom Dom. Die Stadt könnte Rinaldo-Rinaldinis Heimat sein. Nach der chemischen Reinigung durch den Duce — ein Lied ohne Worte — ein Schlager der Baukunst. Hier ist Italien viel „italienischer“ in der Architektur als um Genua herum.

Es wird Mittag auf See. Der Glast zerstiebt. Die Sonne brennt angenehm. Um zwölf befiehlt der Gong in den Salone zum „Futter schützen!“

Zwanzig Männer am Tisch. Alle Sorten Zwei Frauen nur. Stumm nickt man zu dem Tischgespräch: Teuerung in Italia. Man weiß Bescheid!

Suppe wird prinzipiell sehr laut gegessen. Zahnstocherarie, in Italien Gemeingut, beginnt schon jetzt. Eigentlich ohne Grund. Dann kommt saftiges Rinderfilet mit dicken Makkaroni und Gemüse. Vorzüglich schmeckt dazu der Vino bianco. Hernach das hier übliche Pollo con salado! Primissima. Heftiger Messerkampf der Soldaten gegen die Materie. Doch gibts nichts zu befürchten. Der Ozean ist kurzenlos, da macht das Colltello im Mund keinen Schaden.

Schließlich sieht man Land und freut sich wie seiner Zeit der Columbus. daß es das gesuchte ist.

Das reizende Panorama Lussinos entsteigt den Fluten des Quarneros. Eine Fata morgana im Sonnenlicht.

Madonna Annunziata.

Des Meeres ganzer Zauber, vermischt mit dem des Waldes, weht einen an auf dem lieblichen Pfade, auf dem glühende Sonne und kühlender Schatten sympathisch wechseln. Hier gehen Frauen mit Rosenkränzen in den Händen, laut betend: „Du Gebenedeite unter den Weibern!“ Es ist Pfingstsamstag im Maienende! Und dieser Monat ist bei den Katholiken der Madonna geweiht.

Kinder mit süßduftenden Lilien in den kleinen Händchen trippeln, ihr Gebetchen plappernd, nebenher. Tränentreibender Anblick für Weichherzige. Die Symphonie der Stimmen! Der Duft der weißen Lilien! Die Farbe des Meeres. Die Ueberzeugung des Glaubens.

In der Kapelle angelangt, wird das Kerzenopfer gebracht, der Gottesmutter, die lieb lächelnd von ihrem Altar hinab auf ihre gläubige Gemeinde schaut.

An den Wänden prangen hunderte von Votiven. Schiffer, die im Vertrauen auf die Madonna Annunziata von ihr aus tiefster Seenot gerettet wurden — stifteten die Bilder. Hunderte und hunderte. Manche tragen frühe Jahreszahlen. Hier: 1837. Auf allen erscheint die Madonna in Blitz und wildem Wogenprall, lieblichster Trost in größter Wetternot. Unter dem Bilde als Quittung des Vertrauens steht: „Maria hilft immer.“ Welch schöner Glaube, welch großes Vertrauen. Maria hilft immer. Amen.

Ausgießung des heiligen Geistes.

Pfingsten, das liebliche Fest! Hier unten in der Adria erst erlebt man seine Lieblichkeit im Superlativ. Die Sonne rast eine Orgie über dieses verzauberte Inselchen Lussino. Und hinein bimmeln die Glocken des Duomo, der dominierend über dem Städtchen steht, gar fröhlich. Hell, unrhythmisch, fast spaßhaft, aber trotzdem zwingend. Wir in Norddeutschland läuten so ernsthaft: bim-bam-bum! Wie ist das traurig in der Perspektive.

Man muß zum Duomo hinaufwallen, von dessen Campanile freudig Fahnen flattern: Pfingsten das liebliche Fest ist gekommen! (Goethe in Italien!) Guirlanden, betäubenden Myrtenduft spendend, sonnen sich am Portal. Der Gottesdienst ist zwar schon vorbei. Aber in der Kirche ist noch Leben. Ueber die Jugend von Lussino wird gerade der heilige Geist ausgegossen. Es ist so etwas ähnliches wie bei uns daheim „Sonntagsschule“. Ein Pfarrer fragt sehr geschickt über das Thema: Gegenwart Christi in Hostiengestalt. Eine ziemliche Anforderung an kindliche Denkkraft. Aber der Pfarrer hat Witz — und so wird aus dieser ernsthaften Materie ein heiteres Viertelstündchen. Die Kinder antworten meist blöd-naiv. Die zum Beten noch hiergebliebenen großen Leute grinsen über ihre Bücher hinweg und von ihren Rosenkränzen auf. Auf diesem Eiland nimmt man auch die Religion auf die heitere Schulter.

Gleich der Beweis. Aus dem Dom herausgekommen, kreuzt eine Nonne meinen Weg. Eine schwarze, sehr schöne Nonne. Sie spricht mit einer Scolarin von Maria della Charita. Plötzlich tönts im schönstem Deutsch: „O was für nette schlanke Arme!“ Meinem ärmellosen gelben Jumper geltend. Man stelle sich dies von einer norddeutschen Nonne gesprochen vor!

Am Nachmittag wallt eine Prozession eine nahe Anhöhe hinauf. Ein Kreuz wird eingeweiht, das weit hinaus ins Meer sieht: eine Hoffnung den Schiffern, den sicheren Port anzeigend. Weit schallt das dumpfe Dröhnen der Kesselpauken über die Bucht hinweg.

Auch dem Cimetiero macht man hierzulande einen Pfingstbesuch. Die schönsten Sommerblumen bringen sie den „im Herrn entschlafenen“ Cosulich, Vidulich, Martinolich. Barabarich, Picinich! Alles kroatische Namen hier in dem jetzt italienischen Zipfel des alten Oesterreich. Fast kein italienischer Name auf einem Grabstein.

Dann ein Blick zum Himmel hinauf. Hier haben sich ganz unpfingstliche schwarze Wolken geballt. Und mit einem Schlage liegt alle Fröhlichkeit im tiefen Schatten. Das Weltende scheint nahe — dabei ist es nur ein ganz kleines Regenintermezzo von kaum zehn Minuten Dauer, das da so herabdräut. Dann ist alles wieder vorbei und die Insel noch einmal so schön im diamantenen Schmuck der verdunsteten Regentropfen.

Der Abend fällt über den Feiertag, und draußen vom Meere her klingt der eintönige Gesang der Holzschiffer: am Lande aber zirpen die Grillen wie närrisch, und die Pinien duften mit den Myrten um die Wette. Dann lugt ein riesengroßer Mond aus den Bergen — und der Friede Gottes senkt sich auf dieses glückliche Eiland!

Am Ausguck

Pfingsthadern und Stollenreiten.

Im Brandenburgischen veranstaltete früher die Dorfjugend zu Pfingsten einen seltsamen Umzug, der allgemein als „Kadern“ bezeichnet wurde. Die Knaben trugen dabei Löffel im Knopfloch, die Mädchen Ruten in Händen. An der Spitze des Zuges wurde von zwei Burschen an einer langen Stange ein Faß mit Milch mitgeführt, die man vor jedem Hause beim Vortrag des Kaderspruches unentgeltlich ausschenkte. Ebenfalls als pfingstlicher Umzug wurde in einigen Gegenden Deutschlands früher das sogenannte Stollenreiten angesehen, das sich strichweise in kleineren Ortschaften noch bis zum heutigen Tage erhalten hat. Als Siegespreis galt bei dieser Belustigung der noch heute unter den Kuchen so beliebte Stollen. Die Pferde der Stollenreiter trugen gewöhnlich reichen Blumen- und Bänderschmuck. Die Tracht der Reiter bestand aus einem blauen Rock, derber Hose und blanken Stiefeln. Der Wettritt wurde ohne Sattel ausgetragen, wobei der beste Reiter außer dem Stollen nicht selten ein seidenes Halstuch, der schlechteste als Trostpreis ein Taschentuch sowie eine vom Bäcker eigenhändig gebackene Pfeife erhielt.

Der Pfingstochse.

„Der läuft ja herum wie ein Pfingstochse!“ ruft mancher, wenn er seinem Mißfallen über das festlich geschmückte Aeußere eines Mitmenschen Ausdruck verleihen will. Doch die wenigsten wissen, welche Bedeutung das vollkommen zu Unrecht verleumdete Tier einst hatte. In manchen Gegenden spielte der Pfingstochse bei dem erstmaligen Auftrieb des Viehs auf die Weide eine große Rolle. Er durfte zu Pfingsten, wenn die Weiden bezogen wurden, ebenso wenig fehlen wie im Sommer der geschmückte Erntewagen. Der schönste Ochse im Stall wurde auserlesen, mit bunten Bändern, Fähnchen und Kränzen behängt, und schloß den fröhlichen glockenklingenden Zug.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

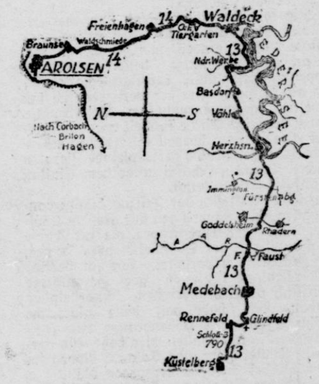
Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 21 — Mittwoch, 23. Mai — 1928

Eine 2½tägige Pfingstwanderung durchs Waldeckische

Samstag mittag fahren wir über Bestwig-Steinhelle, dann mit der Schmalspurbahn bis Küstelberg. Der kleine, 660 m hoch gelegene Ort hat einen Bahnhof, den man beinahe in die Tasche stecken kann. Am 3. Pfingsttage findet übrigens hier alljährlich ein weit und breit berühmter Zigeunerpferdemarkt statt. Wir gehen in den winzigen Ort und suchen das weiße Kreuz der Hauptwanderstrecke 13 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Der Weg geht aufwärts gen Osten und folgt zunächst bis Renneseld 50 Minuten lang der Medebacher Landstraße. Linker Hand bleibt die Kuppe des 790 m hohen Schloßberges, dessen Holzturm leider auch ein Opfer der Nachkriegszeit geworden ist, sonst lohnte sich der Abstecher dorthin wegen der umfassenden Rundschau, die der des Kahlen Asten wenig oder garnicht nachsteht. Da aber der Hochwald keine Möglichkeit zum Rundblick mehr bietet, bleiben wir hübsch auf der meist schattigen Landstraße. Hinter Renneseld gehts ein wenig bergab, bis wir nach knapp ¾ Stunde auf Kloster Glindfeld stoßen, dessen weiträumige Gebäude heute einen Gutshof bilden. Schattenlos aufwärts geht der Weg dann zum „Kahlen“, der seinen Namen heute mit Recht trägt, und eine Wallfahrtskapelle besitzt. Ein Wald- später Feldweg leitet langsam hinab nach Medebach (405 m). Die ganze Wanderung beanspruchte gut 2 Stunden. Hier, hart am Rande Westfalens nach Waldeck zu wollen wir Rast machen.



Auch am folgenden Tage bleiben wir dauernd auf der Hwstr. 13, die in Waldeck endet. Das erste Stück ist weniger schön, ein breiter Feldweg. Erst kurz nach dem Forsthause Faust beginnen prächtige Waldwege. Wir queren das idyllische Aartal, umgehen den Korskopf, um dann über eine kahle Ebene hinweg zu einer einzelnen Lärche zu gelangen. Herrlich ist der folgende Waldweg hinab zur Ziegelei an der Straße von Goddelsheim nach Rhadern. Einem Feldwege abwärts zur Fuchsmühle folgt ein schöner ansteigender Waldweg zum Schaakenberg. Der nun beginnende Feldweg bietet hübsche Fernblicke und steigt bis zur Straße von Fürstenberg nach Immighausen. 470 m hoch, haben wir hier den höchsten Punkt des heutigen Tages vor uns. Nochmals ein kurzes Stücklein Feldweg, dann nimmt uns das wunderwolle Bombachtal abwärts auf. 3½ Stunden seit Medebach entfernt haben wir Herzhausen am oberen Ende der riesigen Waldecker Talsperre erreicht. Die weite blaue Fläche dehnt sich nur teilweise vor unseren bewundernden Augen aus, da sie zahlreiche Biegungen macht. Ganze Scharen von Gänsen beleben das Ufer, dem entlang wir ¾ Stunden marschieren.

Steigend haben wir beinahe die (rechts bleibende) Kuppe des Hochsteins gewonnen, hinter dem auf einem Fahrweg bald Vöhl, ein kleiner Landort, erreicht wird. Quer über Land gehts nun ¾ Stunde zum nächsten Waldeckschen Dorfe, Basdorf, dann folgt nach gut ½ Stunde Dorf Niederwerbe an einem Seitenarm des Edersees. Von hier aus bis zum Schlusse der heutigen Wanderung bleiben wir der Waldeckher Talsperre treu. Meist führt unser Weg der nördlichen Randstraße entlang, so oft wechselnde Bilder über den See hinweg zu den jenseitigen Bergen bietend. Endlich stehen wir am Schloßberg, den wir nach Ueberwindung von 130 m Steigung erklettern und vor der Stammburg des Hauses Waldeck, Schloß Waldeck (380 m). Hier endet Hwstr. 13. Von Medebach bis hier waren es 7½ Stunden zu Fuß. Leicht läßt sich diese Strecke durch Benutzung des Motorbootes auf dem Edersee abkürzen, entweder von Herzhausen oder einem späteren Haltepunkte aus. Das Bergnest Waldeck liegt nahe dem Schlosse. Versäumen dürfen wir aber keineswegs den Besuch des Schloßhofes, um von seinen Mauern aus einen geradezu überwältigend schönen Ausblick auf die zackige Fläche des Edersees und seine Umwelt zu genießen. Dies ist wohl der Höhepunkt der ganzen Waldeckschen Wanderfahrt.

Am 3. Tage nehmen wir die Hwstr. 14 unter die Füße und wandern nordwärts. Die ersten 1¼ Stunden gehts entlang einer Landstraße an der Oberförsterei Tiergarten vorbei und durch Wald und Feld aufwärts zum Heidelberg (460 m), dessen Spitze aber etwas links bleibt. ½ Stunde danach folgt Freienhagen, ein langgestrecktes Dörflein. Bald beginnt der schönste Teil der heutigen Wanderung, quer durch den weiten Langenwald. 1½ Stunden von Freienhagen aus wird ein einsames, idyllisch gelegenes Gehöft „Waldschmiede“ erreicht. Abwärts führt ein hübscher Waldweg mit mehrfachen Ausblicken gen Braunsen; leicht steigts noch einmal bis zum Schlagberg (305 m). Dann geht der Waldweg über die Aar hinweg zur Waldeckschen Residenzstadt Arolsen, wo wir unsere Wanderfahrt zu enden gedenken. 5¼ Stunden brauchten wir von Waldeck bis hierher. Dankbar ist ein Rundgang durch die blitzsaubere kleine Stadt, durch die wir sowieso müssen, weil der Bahnhof ganz draußen im Westen liegt.

Eine lange Heimfahrt erwartet uns, daher war die letztägige Wanderung nicht allzu anstrengend. Lieblich und lohnend bleibt immer eine Durchquerung der östlichen Ausläufer des sauerländischen Berglandes. So ward uns auch Waldeck ans Herz gewachsen und dankbar kehren wir wieder heim zu neuer Arbeit. Gebraucht wurden dazu die 3 Blätter Winterberg, Waldeck und Arolsen der Sauerlanddkarte 1 : 50 000 des Sauerland-Verlages zu Iserlohn.

—o—

Es war einmal . . .

(Ein entschwundenes Pfingstidyll.)

Von Fritz Kaiser-Ilmenau.

Ein Stündchen von der alten Goethestadt Ilmenau, auf dem Wege zum Kickelhahn und Goethehäuschen, liegt das ehrwürdige Jagdschloß Gabelbach, weit über die Grenzen Thüringens hinaus bekannt und berühmt durch seine denkwürdige Geschichte, der unsterbliche Poeten und andere große deutsche Männer ihre unvergängliche Prägung gaben. Geweiht ist der Boden meilenweit ringsum, bis hinein in die tiefsten und einsamsten Waldtäler, wo überall der Zauber begnadeten Wirkens in unvergleichlichen Naturdenkmalen beredt und berauschend zum Wanderer spricht. Gestern wie heute und immer.

Kein Wunder, wenn so von jeher Gabelbach Zielpunkt wurde für jährlich viele, viele Tausende von fern und nah. Besonders zur seligen Frühlingszeit, wenn frisches Grün gleich festlichen Wimpeln im dunklen Farbton der Nadelwälder frohlockt, wenn Birken und Buchen das schönste der Feste umkränzen, dessen Name wie ein fröhlich tönender Fanfarenruf klingt und zum großen Aufmarsch aller Natur- und Wanderfreudigen drängt.

Ganze Scharen zogen auf allen Zugangsstraßen, Wegen und Pfaden zum kleinen Försterhaus, das, wenige Schritte vom alten Jagdschloß entfernt, damals noch allein auf grüner Wiese stand. Turmhoch ragten die majestätischen Tannen rings im Kreise um den großen Smaragd, in dessen schimmernder Anmut das niedere, kleine Jägerhaus in seinem roten Bachsteinbau und braunen Holzfachwerk wie ein vergessenes Märchen lag. Es blinzelte mit seinen winzigen Fensterlein gar lustig in das früh beginnende bunte Treiben der Tausende, die gekommen waren, den pfingstlichen Morgen bei den Klängen der Kapelle aus der kleinen Stadt hier stimmungsfroh zu begehen. Lange Holztische und Bänke standen in Gliedern in den Boden gerammt, standen auf der Wiese und zwischen den Stämmen des Waldes, zum Teil auch in luftig gezimmerten Veranden, standen vor, hinter und zu beiden Seiten des Häuschens auf welligem Boden und waren dicht besetzt in buntem Durcheinander, von Menschen, die sich schmuck herausgeputzt hatten. Die Frauen und Mädchen in farbenfreudigen Gewändern und Hüten mit künstlichen Blumenranken. Im Flügelgewand nur die Kinder. Was darüber an Jahren stand, war streng bedeckt bis zum Knöchel und trug hochgesteifte Kragen am Hals. Von den Männern kamen viele im schwarzen Rock, dem Feste zu Ehren nach alter Tradition. Aber reich und arm, hoch und niedrig saßen dicht beisammen. Unterschiede gab es nicht. Auch nicht in der Bewirtung, die das kleine Häuschen schlicht und eifrig mit einem ganzen Troß von Hilfskräften versah, die der Menge der Gäste aber nie gewachsen waren. In verständnisvoller Selbsthilfe mühte mancher sich vom Schanktisch durch das bunte Gewühl hindurch, wo er mit Kind und Kegel glücklich saß, zum billigen, würzigen Kaffee den mitgeschleppten Berg von Kuchen mit den Seinen verzehrend. Die unübersehbare Schar veranschaulichte in diesem charakteristischen Bilde die glücklich gestaltete Volksgemeinschaft im wahrsten Sinne. Sonnenverklärt stand der blaue Himmel wie ein leuchtendes Auge darüber. Der Bergwald jauchzte im Gesang der buntgefiederten Sänger, und die Menschen fühlten ihre Herzen höher schlagen im bescheidenen Genießen der Stunde. Volkslieder stiegen auf, irgendwo blies eine Trompete im Walde und klangen die Jodelrufe alltagsferner Lebenslust. Fast das ganze Städtchen drunten im Tal saß hier oben, als wären der Berg und das Häuschen das Ziel all seiner Sehnsucht, die heilige Stätte seiner Sonntagswelt. Viele Jahre hintereinander bin ich als kleiner Bub im Morgengrauen mit Eltern und Geschwistern hinaufgewandert, stolz die Botanisierbüchse über die Schulter gehängt, in die auf dem Rückwege schillernde Käfer und bunte Blumen kamen. Lange Zeit war diese selige Kindheitswanderung für mich der ganze Inbegriff des Pfingstfestes. Und später noch, ehe man das kleine Haus als Wirtsstätte herabsiedete und

das stolze und gebietende Berghotel am Rand der grünen Wiese schuf, da war es die alte Erinnerung, die mich nach der neuen Stätte zog. Ein Idyll ist's gewesen wie kein zweites, genügsam und gemütvoll war das Leben, friedvoll und glücklich die Zeit!

Pflanzenwelt und Naturſymbol im Pfingſtbrauch

Von Albert Schweitzer.

Sobald die Natur in ihrem üppigſten Frühlingskleide prangte und auf den Feldern die Saat in saftigem Grün stand, feierten unsere Altvordern zu Ehren ihrer Götter frohe Dankfeste und opferten Stiere, um eine gute Ernte zu erflehen. Bei solchen Festen spielte die Pflanzenwelt als Naturſymbol eine bedeutsame Rolle. Vor allem die Birke im voll entfalteten Blätterſchmuck, mit der wir noch heute Haus und Hof schmücken, war so recht ein Fruchtbarkeitssymbol. Ihre wunderbare Wachstumskraft soll sie auf alle diejenigen übertragen, die das saftige Gezweig berühren. In der jubelnden Freude am Leben, das jetzt wieder aus dem toten Stamme sprießt, wurde die Birke als Maibaum mit bunten Dingen geſchmückt und singend umtanzt, ebenſo wie einſt als man beim germaniſchen Maifeſt um die jung belaubten Bäume tanzte, weil die Götter wieder neuen Segen ſpendeten. Birkenzweige, die im Stall hängen, ſollen den Haustieren dasſelbe raſche Wachstum verleihen, das ihnen ſelbſt eigen iſt. Und der helle Saft endlich, der dem angebohrten Birkenſtamm entfließt, liefert den „Pfingſtwein", den unſere Ahnen mit Honig ſüßten. Der Mai- oder Pfingſtbaum gehört zu den Bräuchen, die man im Laufe der Zeit zu verchriſtlichen verſuchte. In vielen Gegenden Deutſchlands wird noch heute die Birke in feierlicher Prozeſſion eingeholt und auf dem Dorfplatze eingepflanzt, wo dann zahlreiche Spiele und Tänze ſtattfinden, ſo das Kranz- oder Ringelſtechen. In Bayern ſetzt man auf die Baumſpitze Nachbildungen der Marterwerkzeuge Chriſti oder die „Heiligeiſttaube" und ſchmückt den Baum mit frommen Inſchriften aus. Die Birke, die am Pfingſtmorgen vor der Tür ſteht, kündet eine „Maibraut" im Hauſe. Zuweilen ſteht aber ſtatt deſſen ein Vogelbeerbäumchen vor der Tür; das bedeutet für Mädchen Schande und Spott; denn der Vogelbeerbaum iſt ſeit altersher der Baum der Hexen.

Dem Volksglauben nach liegt auf allen Blumen, die der erſte Strahl der Sonne am Pfingſtmorgen getroffen hat, eine geheimnisvolle, ſegenſpendende Kraft. Ebenſo birgt der Tau, der in der Frühe auf den Wieſen geſammelt wird, unzählige Kräfte in ſich. Viele dieſer Naturſymbole haben ſich noch heute im Pfingſtbrauch erhalten. Friſches Grün, das im Volksglauben das ſchnelle Wachstum verkörpert, findet ſich in all den zahlreichen Pfingſtbräuchen, von den Maien oder Birkenreifern, die in feierlicher Weiſe von der Jugend aus dem Walde geholt werden, bis zum Blätter- oder Blumenkleid des „Grasköniġ" oder „Grünen Georg", überall gibt das Grün dem Brauch erſt den eigentlichen Sinn. An gewiſſe Pflanzen knüpft ſich dabei in dieſen Tagen noch ein beſonderer Zauberglaube. Der Pfingſtroſenblüte ſoll eine beſondere Heil- und Segenskraft innewohnen, während ihre Wurzel als „Springwurzel" Verwendung findet, denn ihr Beſitz läßt vergrabene Schätze finden. Viele Maiblumen wurden vom Volksglauben zu Waſſervogelblumen gemacht, mit ihnen ſchmückt man den laubumhüllten „Waſſervogel", der nach luſtiger Jagd ins Waſſer getrieben wird. Hierher gehört außer den Pfingſtnelken und Pfingſtlilien (Dianthus caesus und Iris Pseudo-Acorus) und der gelben Butterblume (Caltha palustris) vor allem der Ginſter, der gerade um dieſe Zeit ſeine goldgelben Blüten öffnet. Dem Ginſter ſchrieb man von jeher wunderwirkende Kräfte zu. Er ſoll das Haus vor Unglück bewahren und Segen bringen. Deshalb macht man die zur Pfingſtreinigung beſtimmten Beſen aus Ginſter. Ferner gilt der Ginſter als Beweis dafür, daß durch innere Kraft auch aus dürrſtem Boden blühendes Leben ſprießen kann. Ludwig der Heilige ſtiftete im Jahre 1234 in Anlehnung an dieſes Symbol den „Ginſterorden" für die Ritter, die allen irdiſchen Gütern freiwillig entſagten.

Altdeutſche Pfingſt- und Maifeſte

Von Georg Waldau.

Von kleinen, ſtruppigen Moorpferden gezogen ſtreben am frühen Morgen des Pfingſtſonnabends vollbeladene Wagen der Stadt zu. Sie verteilen ſich bald in den Straßen, und an das Ohr der Frühaufſteher dringt der laute Ruf: „Maien, kauft Maien!" Die Hausfrauen eilen hinunter, erſtehen die friſch geſchnittenen Birkengüſte und -zweige, binden ſie als Pfingſtſchmuck vor die Haustüren, ſtellen ſie auf ihre Balkone und wahren ſo, ohne es vielleicht zu ahnen, die letzten Reſte eines uralten Brauches.

„Den Frühling ins Land führen" nannten unſere Vorväter das Einbringen der friſchen Maien in Stadt und Dorf. Die jungen Burſchen zogen mit dem „Maigrafen", den ſie am Tage vor Pfingſten aus ihrer Mitte erwählten, in den Wald und beluden den „Maiwagen" mit Dutzenden von Birkenbüſchen. Dann fuhren ſie mit dem geſchmückten Geſpann in das Dorf zurück und zierten Kirchen und Haustüren mit den friſchen Maien. Pfingſtreigen und frohes Gelage folgten dem Frühlingseinzug.

In vielen Gegenden unſeres Vaterlandes, beſonders in Oberdeutſchland und Thüringen, holte die ganze Bevölkerung den jungen Mai feierlich ein. Ein Jüngling, zuweilen auch ein Mädchen, wurde in friſches Grün und bunte Blumen gehüllt im Wald empfangen und mit feſtlichem Geleit beim Klang der Fiedeln und Flöten in den Ort geführt. Der grüne Laubmann galt unſeren Vorfahren als der Genius des Frühlingswaldes ſelbſt, den die Menſchen als willkommenen Gaſt in ihren Anſiedelungen begrüßten. Sein Erſcheinen ſollte den Feldfrüchten und Haustieren Wachstum und Gedeihen bringen. Weiß dieſer Triumphzug des Frühlings faſt immer zu Pfingſten erfolgte, nannte man den Gefeierten in Schwaben Pfingſtbutz oder Pfingſthagen, in Altbayern Pfingſtl, im Elſaß Pfingſtklötzel, in Oeſterreich Pfingſtkönig. Im Thüringiſchen hieß er dagegen Laubmännchen, Laubſuppe, Grashönig oder Lattichkönig. Auch die Engländer übten die Sitte und nannten den Gaſt aus dem Wald „Hans im Grün"; den Nordfranzoſen war er als „Vater Mai" bekannt.

Prunkvoll geſtaltete ſich das Maifeſt, wenn der Frühling hoch zu Roß mit ſtattlichem Reitergefolge in Städte und Dörfer einzog. Der „Maienführer" mit einem kleinen, bändergeſchmückten Maibaum als der Standarte des Frühlingsfürſten eröffnete den Zug. Ihm folgte der Maigraf, unkenntlich unter der Fülle friſchen Laubes; zwei „Geleiter" hielten ihm die Zügel. Dienſtmannen in großer Zahl ritten hinter ihrem Herrn her und bildeten eine in Oberſt, Fähnriche und Reiter geſchiedene wehrhafte Truppe. Koch und Kellermeiſter beſchloſſen den bunten Zug.

In den norddeutſchen Städten galt der Maigrafenritt urſprünglich als das ausſchließliche Vorrecht der Patrizier. Deshalb war meiſtens der jüngſte Ratsherr der berufene Maigraf. Später konnte auch jeder unbeſcholtene Bürger u. Handwerksgeſelle die Würde erlangen. Seine Wahl fand am Pfingſttage ſelbſt auf der Feſtwieſe vor den Toren ſtatt. Der Neugewählte empfing das Zeichen ſeiner Herrſcherwürde, das Laubgewand, das in ſpäteren Zeiten einem Blätterkranz über der Bruſt wich, ernannte Würdenträger und Offiziere und zog unter Muſikbegleitung zur Stadt. In vielen Orten wurde er von den jungen Mädchen im Sonntagsputz empfangen und mußte ſich aus deren Mitte eine Maigräfin wählen, indem er einen Kranz nach der Königin ſeines Herzens warf. An der Seite ihres Herrn ritt die Maigräfin in die Stadt ein. Dort erwartete den jungen Frühlingsfürſten ein Empfang mit königlichen Ehren. Dem Einzug folgte ein Feſtgelage, der „Hof", bei der in der Regel der vorjährige Maigraf die Zeche zu bezahlen hatte. Im Lauf der Zeiten nahmen dieſe Gaſtgebereien derartig luxuriöſe Formen an, daß die Maigrafenehre für manchen ein ſchweres Geldopfer bedeutete.

Mit ganz beſonderer Pracht wurde das Maifeſt bei den Halloren, den Arbeitern in den Salinen von Halle, begangen. Für dieſes ſonſt ſo ernſte Völkchen war das „Pfingſtbier" die ſchönſte Feier des Jahres, das durch Brief und Siegel verbürgte Recht der Brüderſchaft. In aller Frühe verſammelten ſich die Halloren am Pfingſttag in ihren gleichförmigen Feſttrachten und holten die Bruderlade mit dem koſtbaren Silberſchatz aus der Moritzkirche. Dann zogen die Salzleute hinaus zum Gut am Fuß der Burg Gibichenſtein. Dort wurde der Salzgraf mit grünen Maien empfangen, und die Halloren wählten, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, unter ſeiner Aufſicht die neuen Vorſteher, Platzknechte und Scheidemeiſter. War dem überlieferten Zeremoniell Genüge getan, dann führte der Salzgraf die Tochter des älteſten Vorſtehers zum Tanze, und es begann für das Halbvolk der fröhliche Teil des Feſtes. Zwei volle Tage wurde die männliche Jugend nicht müde, ihre Mädchen im Tanz zu ſchwenken und dem ſchäumenden Torgauer Bier alle Ehre anzutun. Heute iſt zwar manche Zeremonie der modernen Zeit zum Opfer gefallen, aber immer noch beſeelen am Pfingſttag die bunten Trachten der Halloren und ihrer Mädchen die Straßen der Großſtadt Halle.

Pfingſten in Santiago de Compoſtela

Von Dr. Ludwig Halla.

Eine letzte Schanze des alten Europa ragt die Landſchaft Galicia in Spaniens fernem Nordweſt in den Atlantik. Glasgrün rollende See bricht ſich an ſchwärzlichen Klippen; Möven ſchweben über Salzhauch und Tanggeruch. Tiefeingeſchnittene Rias (Fjorde) zerfaſern die Küſte, ſtiller nur kräuſelt zuweilen der Wind ihre blauen Buchten, die dann wie flüſſiges Silber aufflunkeln. Lau und gnadevoll koſt zumeiſt die Luft, wo über roſenflockigen Oleanderbüſchen hoch der Eukalyptus ragt und der Lorbeer zwiſchen reichen Weingeländen dunkelt, Magnolien und Zierpalmen die Gärten ſchmücken.

Nordiſcher freilich mutet das Bergland im Inneren an, deſſen höhenzüge in wolligen Fernen verſchummern: Felsgetümmel und Granitfindlinge zwiſchen immergrünen Hartlaubfluren; Sturmböen ſchütteln uralte Eichenwipfel. Unbeſtimmt gebrochene Farbtöne, dämmerſprießendes, geheimnisraunendes Luftleben. In Pfingſtpracht prangt der Blumenteppich der Heide: Erika, Rosmarin, Salbei und goldiger Ginſter, Falter gaukeln, Bienen umſummen würzige Büſche, ſonſt unendliche Verlaſſenheit in klangloſe Wehmut verſunken.

Weltvergeſſen, altväterlich-kleinſtädtiſch horſtet hier Santiago, die Stadt des Apoſtels, den nach der Legende bei ſeiner Rückkehr aus Spanien Herodes in Judäa enthaupten ließ. Im Mittelalter ein Hauptwallfahrtsziel der Chriſtenheit, iſt Santiago nunmehr freilich ſchweigend zur Provinzſtadt herabgeſunken. Voll wuchtender Gewalt aber ragen auch heute noch Klöſter und Stifter gleich Trutzburgen und Feſtungen oft von eigenwillig kühner Geſtaltungskraft ihrer Bauformen: granitenbleigrau und ernſt wie die Quaderplätze, die ſich vor ihnen breiten, und wie die maſſigen Laubenhäuſer der Hauptgaſſen. Nebel und Rieſelregen, vom Golfſtrom entſendet, ſind auch im Sommer hier heimiſch und verſtärken den Eindruck herbeſtjagender Weltflucht.

Hinter herkervergitterten Fenſtern verbirgt ſich das ſtillbeſchauliche Leben der Karmeliterinnen, hinter großartigem Pfortenbau mit verkröpftem Giebel der Büßergeiſt der Nonnen der heiligen Klara. Mitten in die Gegenwart weht überall Adels- und Kreuzfahrergeſinnung, ſcheinen Wunder und Legenden ihre natürliche Lebensluft bewahrt zu haben.

Mächtig wie ein Königsſchloß und eher des päpſtlichen Rom als dieſer halbverſchollenen Landſtadt würdig, ergreift uns der Seminarhof von San Martin Pinario, deſſen Anordnung gekuppelter Rieſenſäulen kräftige Schatten beſeben; die wenigen Kleriker verlieren ſich faſt im weiten, grasüberwucherten Palaſtraume. Die dazu gehörige Kirche funkelt von goldſtrotzenden Altarbauten; überall kräuſeln prunkende Ueberladenheiten und zertröpfelnde Zieraten ſpaniſchen Barocks, ſichtlich unter dem Einfluß hinduiſtiſcher Tempelkunſt.

Doch ſchon ballt ſich der Feſtzug buntgewandeter gallegiſcher Bäuerinnen mit grellem Kopftuch zu Füßen der Ehrentreppe, die zur Krone der Jakobusſtadt, der Schauſeite ihres Domes, dem „Obradoiro" emporleitet. Wie ein Gebilde aus Märchenland begleiten zwei Hauptürme den fürſtlich verſchwenderiſchen, ſchnörkelnden Giebelbau. Wie ſchade, daß dieſe glorreiche Vermählung gotiſchen Höhendrangs mit geiſtvoll barocken Formeinfällen, dies hohe Künſtlertum vor Meiſter Fernando Caſas y Novoa im fernſten Winkel Europas verborgen blieb!

Während der Reigen der Glocken einſtimmt, wallt jetzt der Zug über die nur an den höchſten Kirchenfeſten geöffnete Königspforte zur Schwelle des Apoſtels empor. Orgeltöne löſen den Preisgeſang der Pilger ab und künden die Feier in der düſteren romaniſchen Halle.

Der Erzbiſchof in Barett und Schleppe hält das Hochamt, umgeben von der Schar der Canonigos de Santiago mit hoher Inful und goldſtrotzendem uralten Meßgewande vor dem hl. Jakobus, Spaniens Vorkämpfer, der kerzenumflammt auf ſeinem Silberaltare thront. Fugen rauſchen mächtig himmelan, beben und gleiten erdwärts. Weihrauchduft kräuſelt und ballt ſich wie zu abenteuerlichen Geſtalten. Domſchweizer, richtige gallegiſche Bauernrübel, ganz abſonderlich in ihren weißgepuderten Perücken, halten Ordnung im Gedränge der fabelhaft bunten Bäuerinnen.

Doch ſchon harrt alles der Santiagos Heiligtume einzig verwilligten berühmten Weihehandlung, des Botafumeiro. An einem in der Vierungskuppel verankerten Tauwerke, deſſen Enden bis tief herabreichen, befeſtigen vier Männer das aus der Schatzkammer geholte rieſige Rauchfaß, das Botafumeiro. Alsbald verſetzen ſie es in gewaltigen Schwung. Erſt ſauſt es ſchier beängſtigend dicht zu Häupten der Andächtigen, pendelt dann in immer höherem Ausſchlag, bis es ungeheuer hoch zum Lichtgaden des Querſchiffes emporfliegt wie durch myſtiſches Voraufreißen der Kräfte des Unendlichen. Schrankenloſe Glaubensbereitſchaft ergreift die Menge. Erſt wenn durch das jähe Schnellen in den Lüften die glimmenden Kohlen zu drohendem Feuerbrand aufflackern, verſtehen die Küſter zu bremſen. Aufs neue ſetzt dann ein Knabenchor ein, vom Jubeln und Seufzen der Geigen begleitet.

Nachmittags pflegte ich eine deutſche Erzieherin auf Wunſch ihres fernen Verlobten in der Heilſtätte auf dem Hügel vor der Stadt zu beſuchen. Mit zager Freude atmete das zarte Kind zur Geneſung entgegen. So oft ich von der deutſchen Heimat plauderte, huſchte ſeligmüdes Lächeln über ihr bleiches Prinzeßchengeſicht.

Gegen Sonnenuntergang rücke ich ihren Lehnſtuhl väterlich an das offene Fenſter. Uns gegenüber türmt ſich die hoheitsvolle Baumaſſe des Domes im feenhaften Rokoko Meiſter Novoas, ſteigen die Prunkſtifte in rötlichem Abendglanz über dem Gewinkel kleiner Granithäuſer empor. Zypreſſen und Eukalyptus verleihen der ſattgrünen Berglandſchaft einen ſüdlichen Hauch. Rot verblaßt zu Purpur, zu tieferem Veilchenblau. Wie leiſes Klagen weht Glockenklang in den Abendfrieden, ſteigert ſich dann zum Chorgeſang metalliſcher Zungen während der Farbenzauber mählich verliſcht.

Heimlich und allein ſchlich ich zum Dome, als die Mondnacht ihren Silberſchrein geöffnet hatte. Geiſterhaft düſtern tote Gaſſen, bis plötzlich der Rieſenbau des Münſters, in Schrägverkürzung jetzt einer indiſchen Pagode nicht unähnlich, überwältigend dem Auge ſich beut. Flimmernder Glaſt überrieſelt ihn wie in ahnen dem Wachſein ſeheriſcher Gewalt. Ranken und Voluten des Obradoiro wachſen durcheinander, irrlichtern, ſchwingen, taumeln und wecken Träume jenſeitigen Lebens.

Der Pfingſtbub im Land!

Von Gerhard von Gottberg.

Pfingſten iſt das Feſt der Jugend! Da geht ein ſeltſames Schwingen und Klingen durchs Land, und man rüſtet ſich, des Lenzes Krone feſtlich zu begehen. Beſonders in einſamen Waldgegenden, in weltabgeſchiedenen Dörfern iſt das Maienfeſt noch von eigenen Poeſien umgeben. Man feierte nach der Väter Brauch! Da drücken die Alten manches Auge zu; denn Scherz und Uebermut ſind, wenn der Pfingſtbub kommt, der Jugend Recht.

Drunten in den kleinen Städten am Rhein, Main und Donau erhält heuer zwar der Turmwächter nicht mehr den Frühlingstrunk von der Gemeinde, weil er die erſten Schwalben oder den erſten Storch mit lautem Hornruf verkündet, doch in den Dörfern bis ins Bayriſche hinein oder nach dem Schwarzwald hinauf hat ſich alte Ueberlieferung noch in Treuen erhalten.

Ehe der erſte Pfingſttag graut, haben die jungen Burſchen im Dorf ihre Freinacht, da reitet der Pfingſtbub ein. Kein tugendſam Mägdlein verläßt die ſichere Kammer. Denn der Pfingſtbub, der mit den jungen Burſchen im Dorf Halbpart macht, iſt ein loſer Geſelle. — Die Dirn, die allen blanke Augen dreht und ſie dann verlacht, kriegt vor Sonnenaufgang einen Tannenzweig, in manchen Orten Hagedorn, vor die Kammer geheftet, damit ſie endlich ſelbſt einmal „hangen" bleibe; die andere hat ihren jungen Geſellen nicht erhört, nun ſtreut er ihr in grimmem Unmut Häckſel vors Haus. Wehe aber der, die untreu war! Eine Vogelſcheuche mit Langrock und ſteifem Hut wird zu abſchreckender Warnung auf ihr Dach gepflanzt. Wie aber ſtrahlen junge Augen, wenn ſie im Frühlicht des Feſttages Blumen oder Maiengrün vor der Tür finden. Dann iſts gewiß — im Herbſt, wenn die Ernte in den Scheuern liegt, läuten die Hochzeitsglocken. Mit wem ſagt das Maienzweiglein nicht, aber das iſt auch nicht not, das weiß die Dirn ſelber am beſten.

Wenn die Sonne erwacht iſt, ſammeln ſich die Burſchen und Mädchen draußen am Walde, dann kommt der Maienknecht. Und auch er iſt ein wilder Geſelle! Auf ſeinen Hornruf hin drängt man die Mädchen zuſammen, um ſie zu verſteigern. Das iſt ſtets eine Stunde, da Lachen und Frohſinn kein Ende nehmen; und auch die Alten haben ihre Freude. Manch armer Burſch erhält dazu von ſeinem Bauern ein Silberſtück, um ſich das „Pfingſtbräutli" zu erſtehen, manch einer aber bietet gleich auf zwei: denn zwei Brautens haben auch was für ſich. Die Holden, auf die keiner bot, ſind die „Pfingſthexen", ſie müſſen abends um ein Strohfeuer tanzen, daß der Satan aus ihnen entweicht. In ihrer Mitte iſt der „Pfingſtteſel" gefangen, das iſt der, der den Maienmorgen verſchlief. Nun darf er auf ſein „Bräutli" nicht bieten, muß als Oberſter der Teufel den Hexenreigen führen. —

Wehe den jungen Burſchen aber, die heute in ihrem Uebermut das Dorf beherrſchen, wenn ein Frühlingsgewitter kommt, — dann müſſen ſie flüchten; denn Krieg iſt im Anzug, und er bringt Herzleid!

Des Abends tanzt man draußen im Freien; Maienburſch und Pfingſtbräutli brauchen heut nicht nach Bauer oder Bäuerin zu fragen, es ſchlägt ihnen keine Stunde. Um Mitternacht tritt der jüngſte Ehemann des Dorfes in den Kreis. Erwartungsvolle Augen ſchauen ihm entgegen; denn die Dirn, mit der er zuerſt tanzt, tritt am Johannistage vor den Altar. —

An den Ufern der Oder, in Pommern- und Schleſierland iſt in der Nacht vor dem Feſt auch ein gar heimliches Treiben, da geht der Bauer mit ſeinen Knechten zum Maienbier. Wenn die zwölfte Stunde ſchlägt, tragen ſie Birkenſtämmchen in den Hof, grad ſo viel, als Stück Vieh im Stalle ſtehen. Dann können Pferd, Kuh, Kalb und Schweine ſorglos ſein, jede Seuche geht in dieſem Jahre an ihrem Stalle vorüber. Auch vor das Haus nagelt man Maiengrün, doch man muß achtgeben, daß es dran bleibt und von ſelbſt verdorrt abfällt. Reißt man es herunter, ruft man den Tod unters Dach. Am zweiten Feſttag abends zieht man mit Geſang, Böllergeknall und Muſik durchs Dorf, die Schützen ſind dabei, die ihren König gekürt haben. Allen voran reitet der „Pfingſtochſe". Faſt immer iſt es der Hirt, deſſen Kuh heut zuerſt auf der Weide ankam. Mit Blumen iſt er bekränzt und froheſter Stimmung, denn er hat Freitrunk, ſo viel als er nur mag. Vor der Kirchtür ſteigt er herunter, legt Blumen und Grün an die Pforte; denn es iſt dunkel geworden, und man brachte den Maien ab. Doch die Jugend iſt deshalb nicht traurig, ſie freut ſich ſchon wieder auf die Sonnenwende, da man ums Johannisfeuer tanzt. Harte Arbeit liegt noch dazwiſchen, aber was tuts — Spiel und Arbeit recht verteilt, machen das Leben zur Freude!

Pfingſtzauber

Von Heinrich Lietzen.

Nun wirkt's und flüſterts in den Bächen,
Nun duftet's aus dem Tal herauf.
In ungeſtümer Sehnſucht brechen
Die Knoſpen und die Herzen auf.

Wir ſtehen jetzt im Zeichen des Wonnemonats, alſo in der geprieſenſten Zeit des Jahres, in der das wechſelnde Naturleben die höchſte Kraftergießung zum Licht- und Wärmedrange äußert und der ſchwellenden „Fülle des Sommers" entgegentreibt. Baum und Strauch prangen im üppigen Laubſchmuck, bunte Blumen überſäen Wieſen und Gärten; der muntere Vöglein Lieder ertönen in vieltauſendſtimmigem Chor aus Feld und Hain in das klare Luftgebiet herein, und goldig überſtrahlt die Sonne unſere wiedererwachte Erde. Da nun das „liebliche Feſt der Pfingſten" heuer in den holden Maimond fällt, ſo vermag es mit voller Kraft ſeinen berückenden Zauber auf jedes empfängliche Menſchenkind auszuüben. Ja, von jeher ſchlug das deutſche Herz nie frohbewegter und ſchwellte nie ſo hoch wie in den freudereichen Flitterwochen des Frühlings, die in der blütenreichen, duftigen Pfingſten ihren Höhepunkt erreichen. Kein Wunder denn, daß dieſe als vorſommerliches Naturfeſt im allgemeiner höher bewertet wird, als nach ihrer religiöſer Seite hin. Der volkstümliche Inhalt des bibliſchen „Geburtstages der chriſtlichen Kirche" tritt in mannigfacher Geſtalt ſehr deutlich in den Vordergrund, was gleichſam ein Vermächtnis aus uralten Zeiten iſt. In den erſten Maitagen feierten nämlich unſere germaniſchen Altvorderen den langerſehnten Einzug des Sommers und dachten ſich in dieſer licht- und lebenſpendenden Zeit unmittelbar von den himmliſchen Mächten umgeben, die jetzt ihren vermeintlichen Umzug auf Erden hielten, beſonders in nächtlichen Stunden. Dieſe mainächtliche „Schwarmzeit" der hohen Himmelsgeſtalten ſuchten die vielgeplagten Menſchenkinder weidlich auszunutzen und ſich deren übernatürliche Kräfte dienſtbar zu machen, beſonders durch buntſcheckigen „Zauber". Noch heute wird ſolcher in deutſchen Gauen zu Pfingſten geübt, auf die bei Einführung der reformierenden Chriſtentums die weſentlichſten Maibräuche heidniſchen Anſtrichs übertragen worden ſind, wenn auch in abgeklärter Form. Zur Stunde ſind noch unzählige Gepflogenheiten im Schwange, die von abergläubiſchen Perſonen ausgeführt, mit dem kirchlichen „Feſt des heiligen Geiſtes" gar nicht recht zu vereinbaren ſind. In Feld und Garten, in Haus und Hof, in Küche und Keller herrſcht zu Pfingſten ein buntſcheckiges Brauchtum, durch das gewiſſe Vorteile erlangt werden ſollen, die teils in der Abwehr gewiſſer „Uebel", teils aber auch in der Herbeiführung von allerhand Gewinn beſtehen und bekanntlich mit dem vielſagenden Ausdrucke „Glück" bezeichnet werden. Wer ſich damit befaßt, treibt gleichſam geheimnisvollen „Pfingſtzauber", der eigentlich nicht mehr in unſere aufgeklärte Zeit paßt.

In erſter Linie bemüht man ſich am heiligen Pfingſtfeſte — ebenſo wie in der verrufenen Walpurgisnacht — alle übelwollenden Dämonen zu verſcheuchen, überhaupt ihr ſchadenbringendes Nahen zu vereiteln. So pflegt in erzgebirgiſchen Ortſchaften der am früheſten erwachte Bauernknecht oder Hüterbube am Pfingſtmorgen mit ſeiner langen Peitſche auf den nahen Dorfanger zu gehen und dreimal kräftig zu „knallen", damit die verpönten „Hexen" ferngehalten werden. Im mythenreichen Schwabenlande begeben ſich ländliche Burſchen zu derſelben Zeit aus gleicher Veranlaſſung auf den nächſten Kreuzweg, um mit neuen Peitſchen ein förmliches Konzert hören zu laſſen. Indes, ſie werden darin noch übertroffen von den männlichen Erwachſenen des Böhmerwaldes, die auf gleiche Weiſe einen ohrenbetäubenden „Hexentuſch" ins Werk ſetzen. Nicht minder wird in ſtechdiſchen Orten Böhmens eine kräftige Unſchädlichmachung des teufliſchen Geſchmeißes lärmend und rumorend vorgenommen. Süddeutſche Landwirte wandern am Pfingſtmorgen hinaus ins Getreidefeld, um hier die ſchädlichen Unholde peitſchend abzuwehren. Wer den vormittäglichen Gottesdienſt am erſten Pfingſtfeiertage beſucht und an heiliger Stätte „einen Kranz von Brombeerreutzeln in jene Kopfbedeckung legt", der ſieht unter den anweſenden Kirchenbeſuchern, „alle Hexen mit einem Achtelsfaſſe auf dem Kopfe"; wie man im Oldenburgiſchen wähnt, während nach der volkstümlichen Meinung gewiſſer Leute Tirols die nämliche Wirkung erzielt wird, wenn man im Gotteshauſe zwiſchen den ſchmückenden Birkenbüſchen hindurchſchaut. Wenn früher auf ſchleſiſchen Bergeshöhen am ſpäten Pfingſtheiligabend mächtige Scheiter- und Reiſighaufen angezündet wurden, ſo beging man damit eine zauberiſche Ueblichkeit heidniſcher Herkunft. Eine ſolche beſtand auch im oberpfälziſchen „Pfingſtſchießen" vor Sonnenaufgang, indem altgläubige Ackersleute kreuzweiſe über das grüne Halmfeld feuerten, um die saatſchädigenden Flurgeiſter unwirkſam zu machen.

Während man bei dieſen ſonderbaren Bekämpfungen dämoniſchen Gelichters ſich des göttlichen Beiſtandes verſichert hielt, ſo erachtete man andererſeits auch gewiſſe Erſcheinungen, die mit den altgermaniſchen Götterprozeſſionen — beim Sommerbeginn — verknüpft waren, für außerordentlich zauberkräftig. Das galt zunächſt von wonnemonatlichem Tau und Regen, eine volkstümliche Meinung, die heute noch nicht abgelan iſt. So gehen weſtfäliſche Dörfler vor Aufgang der Pfingſtſonne ins Feld um den wundersamen „Pfingſttau" zu ſammeln und ſo lang als möglich aufzubewahren, denn er erhält ſich nicht nur längere Zeit hindurch friſch, ſondern wirkt auch heilend bei mancherlei Hautkrankheiten. „Wird am erſten Pfingſttage das liebe Vieh im Tau gehütet, ſo gibt es reichlich Milch", heißt es in der Gegend von Sagan, während in Steiermark durch dieſelbe Maßregel jegliche „Verhexung" der nutzbringenden Tiere ausgeſchloſſen iſt. Auf dieſer gemeindeutſchen Volksanſchauung hat ſich jener heute noch vielfach angetroffene Hirtenbrauch entwickelt, am frühen, unbeſonnten Morgen des Geiſtesfeſtes Kühe und Roſſe möglichſt ſchnell auf die betaute Wieſe zu treiben. Der ſein Ziel am erſten erreichende Viehhüter wurde vollauf belohnt, ſelbſt das zuerſt am Weideplatze angelangte Herdentier, „Tauſchlepper" genannt, bekam eine kranzartige Auszeichnung. Dem langſamſten Viehtreiber blieben dagegen allerhand unliebſame Neckereien nicht erſpart.

In ſüddeutſchen Gegenden waſchen ſich abergläubiſche Perſonen mit Pfingſttau, um ſelbſt vor „inneren Krankheiten" bewahrt zu bleiben Doch auch fließenden Gewäſſern wohnt zu Pfingſten zauberiſche Kraft inne, ja ſelbſt manchem ſtillen Quell war und iſt ſie eigen. Im Allgäu ſchöpft man aus den friſchen Gebirgs-